Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 10

Artikel: "Wen Gott lieb hat, dem schenkt er ein Haus in Zürich"
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573149

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Nun, Ninon, kommst du?“ Der Garde legte zutraulich den Arm um ihre Gestalt und wollte sie mit sich ziehen ... einem unwürdigen Leben zu.

Mit einer schönen, von spontaner Aufrichtigkeit geleiteten Gebärde stieß sie den Mann von sich und sprang zu ihm, der sie gerettet, und der nun ging, an ihrer Stelle sich aufzuopfern, nachdem er ihr eine Adelslehre erteilt, die seines Namens würdig war.

„Marquis! — ich löse Sie von ihrem Versprechen!“

Er maß sie mit einem erstaunten Blick und wollte sie nicht verstehen.

„Citoyenne, Sie sind frei, was wünschen Sie noch? Schweigen Sie still.“

Sie errötete unter der ruhigen Verachtung, mit der er sie vernichtete.

Inbrünstig begehrte sie nun nach der Achtung dieses Mannes. Ihr Antlitz erstrahlte plötzlich von der reinen, unwillkürlichen Liebe, die sein Betragen ihr einflößte: „Ich will mein Leben nicht einem Betruge verdanken ... ich bin die Marquise von Saint-Fleury ... ich bin Ihr Weib!“

Er blickte sie an, ein Strahl von Bewunderung leuchtete auf in seinen Augen, und mit tiefem Ernst sagte er sehr leise: „Mein Weib? — wenn Sie sich zu sterben nicht fürchten, könnten Sie es sein, Madame.“

„Ich fürchte mich vor nichts mehr,“ gestand sie, „als davor, mit jenen Männern dem Leben, das ich früher gelebt, wieder entgegen zu gehen. Sie haben mich gelehrt, wie man dem Tode ins Auge sieht. Behalten Sie mich!“

Die Gerichtsvollzieher hohnlächelten wütend, von diesem Paare geprellt worden zu sein.

„Humph! Wir haben die Wahl! Genug der Faxen, Samson wartet nicht, entscheidet euch, der eine oder die andere!“

„Wir sind beide bereit,“ rief das junge Weib keck, und angesichts der Widerrede ihres Gatten und der Unschlüssigkeit der Richter schrie sie, im Wahnsinn ihres jungen Heldenmutes, frei heraus:

„Hoch lebe der König!“

„Zum Tode! zum Tode!“

Sie schritt schon dahin, an der Hand ihres Gatten. Vor der Thüre trat sie etwas zur Seite, um ihn vorbeischreiten zu lassen und ihm den seinem Namen zukommenden Vorrang zu gewähren; aber der Marquis, sich vor ihr verbeugend mit der andächtigen Ergebenheit, die er seiner Königin bezeugt hätte, und ihr das Vorrecht im Angesicht des Todes zuerkennend, sprach mit lauter, von allen vernehmlichen Stimme:

„Nach Ihnen, Madame la Marquise!“

„Wen Gott lieb hat, dem schenkt er ein Haus in Zürich.“

Vor Jahren war's. Vom fernen Ostseestrand
Nach Zürich, quer durchs ganze deutsche Land,
War ich gekommen, hier mein Nest zu bauen.
Und gleich am zweiten Tag stieg ich empor
Zum Zürichberg, und als ich trat hervor
Aus Waldesschatten auf die grünen Auen,
Da stand verloren ich in sel'gem Schauen.
Zum ersten Mal sah ich der Alpen Schnee,
Der Häuser Kranz, den weiten grünen See,
Und von der letzten Abendsonne Strahl
In Purpurduft getaucht das Limmat-Thal.
Und wie ich noch so in Bewund'rung steh',
Da spricht der Freund, der mich hierher geleitet:
„Ja, ja, das Sprichwort hat schon recht: es gibt
Ein Haus in Zürich Gott dem, den er liebt!“ —
„Wo hat er,“ frag' ich, „dir dein Haus bereitet?“ —
„Je nun,“ erwidert jener drauf und lacht,
„Ich hab's bisher noch nicht so weit gebracht!“

Seither sind mehr als zwanzig Jahr vergangen,
Doch unerfüllt blieb leider mein Verlangen
Nach einem eig'nen Haus, — der liebe Gott,
Er liebt mich offenbar noch immer nicht.
Es wuchs die Stadt, es steh'n beisammen dicht
Die allerschönsten Villen wie zum Spott,
Doch von den grünumrankten Villen allen
Ist keine einzige mir zugefallen.

Es ist wohl wahr, — zur Kirche geh' ich selten
Und für besonders fromm kann ich nicht gelten;
Doch sind denn alle jene, welche heute
Ein Haus in Zürich haben, fromme Leute? —
Und dennoch bin ich fromm nach meiner Weise:
Im Walde, wenn die Frühlingslüfte leise
Im frischen Laube spielen, auf den Höh'n,
Wenn rings die Alpenriesen steh'n im Kreise,
Am See, wenn wild die Wogen peitscht der Föhn, —
Da bin ich fromm! — Doch scheint es, daß die Frommen
Von solcher Art kein Haus geschenkt bekommen!

Zuletzt beschloß ich, einen Freund zu fragen,
Der Hausbesitzer ist, er möcht' mir sagen,
Wie's ihm geglückt sei, und ob wirklich wahr
Das Sprichwort sei. Der sah ganz sonderbar
Mich an und sprach: „Sie haben, wie mir scheint,
Nie recht bedacht, was jenes Sprichwort meint,
Und wie es richtig zu verstehen sei.
Erinnern Sie sich denn des Worts nicht mehr
Der Bibel: ‚Wen Gott liebt, den züchtigt er!‘ —?
Mich züchtigt er: sein Werkzeug ist dabei
Der Stadtrat und die Steuerkommission!“ —

Seitdem bin ich geheilt und klag' nicht sehr,
Daß nach wie vor ich noch zur Miete wohn'.
Ja, wollte Gott noch jetzt ein Haus mir schenken,
Ich glaube fast, — ich würde mich bedenken.